№ 43–44. Jüdisches 1886.

Familien-Blatt.

Herausgegeben von Dr. M. Rahmer in Magdeburg.

Zur Unterhaltung u. Belehrung für die israelitische Jugend.

Wer ist so arm, daß er nichts geben könnte?

Hat Gott mit Klugheit reichlich dich verseh'n,
Soll auch dein Licht nicht untern Scheffel steh'n.
Vielleicht hat dich dein Bruder jetzt erwählt
Und theilt dir mit, was ihn bedrückt und quält.
Kannst du ihm helfen auch nicht mit der That,
So hilf ihm gern mit einem guten Rath.

Hast du ein Haus, so öffne deine Thür,
Deck deinen Tisch und gieb ein Nachtquartier.
Du wohnst ja selbst in Gottes großem Haus,
Er breitet seinen Himmel um dich aus.
Bei manchem schon, der solchen Schutz gewährt,
Sind unbewußt ihm Engel eingekehrt.

Und steht dir Gold und Reichthum zu Gebot,
Hilf deinen Bruder freundlich aus der Noth;
Du mußt nicht zögern, lang damit verzieh'n
Es ist ja Alles dir auch nur gelieh'n.
Gott kann es nehmen, wie er es dir gab,
Du nimmst ja Nichts hinab mit Dir in's Grab.

Ist nichts dein eigen, was du könntest geben,
Ist's mit dir selbst nur kurz bestellt im Leben,
Und bist du traurig, daß du nichts gewannst,
Womit du helfen und erfreuen kannst:
Du hast noch viel, darfst nicht so arm dich nähnen,
Du hast ein Herz, den Händedruck — die Thränen.

Friedberg.

Der Jugendfreund.

Novelle aus dem jüdischen Leben von Lehrer Max Cohn.

7. Kapitel.

Ueberlassen wir Joseph dem Treiben der Großstadt, wo er als Lehrer wirkt, und allseitig ihm die größte Achtung gezollt wird. Kehren wir zu Stern's zurück. —

Erna war heimgekommen, aber wie stille kam ihr alles vor, seit sie den Geliebten verloren und jetzt gerade, wo sie sich verstanden hatten.

Das rege Treiben im Hause ihres Vaters kümmerte sie nicht. Hier ging ja jeder seines Weges. Der alte Stern verfolgte mit einer wahren Gier die neuesten Börsenberichte, und gar oft war seine Stirn umwölkt, wenn der Kabel nicht ganz günstige Nachrichten brachte. Aber je mehr er um die Erweiterung seines Hausstandes bemüht war, je mehr er darnach strebte, seiner Familie ein großes Vermögen zu hinterlassen, desto mehr verausgabte sein Sohn Karl, der mit Erna auf nicht allzufreundlichem Fuße stand. Erna durchschaute ihn wohl und erkannte zu ihrem Schrecken, daß er ein galant homme in des Wortes wahrster Bedeutung war. Noch immer war er der gern gesehene Mann: denn der alte Stern hatte in der Kaufmannswelt einen Namen von gutem Klang. Doch der Vater selbst ahnte es nicht, daß es sehr viele Leute gab, die dem Sohne Weihrauch streuten, ihm auf jede Weise schmeichelten, um ihn an sich zu ketten und dadurch auszunutzen. Sein Umgangskreis gehörte zu den glänzendsten der Stadt; verkehrte doch mit ihm der Adel des Militärs! Da ging eine neue Ordnung der Dinge vor.

Karl lernte durch gute Bekannte eine junge Schauspielerin kennen, die der Glanzpunkt der ganzen Herrenwelt war. Sie war von blendender Schönheit, und besaß ein solch verführerisches Lächeln, daß alle glaubten, diese herrlichen Züge seien auch der Abglanz einer edlen Seele.

Was Wunder, das eine Natur, wie sie Karl besaß, zu dieser Person sich mit Allgewalt hingezogen fühlte.

Fast keine Vorstellung versäumte er, wenn dieser Stern der Theaterwelt auf der Bühne erschien; er war es, der ihr den größten Beifall zollte, und er war es auch, dem die junge Künstlerin die schönsten Blumen und Kränze zu verdanken hatte.

Ein solch' stiller Liebhaber und Verehrer war für Emmy Sylow, denn so hieß die Künstlerin, die geeignetste Persönlichkeit, um zu glänzen. Sie wußte, daß ihre Gage nicht ausreichte, um in dem herrlichsten Glanze zu strahlen, hier konnte nur ein solch' reicher Verehrer, wie es Karl Stern war, siegreich helfen.

Noch ahnte dieser nicht, daß er die Zielscheibe eines ränkevollen Planes geworden war, wagte er doch nicht vor dieser blendenden Maid die Augen aufzuschlagen! Nur das eine wußte er, daß sie in einer Villa wohnte, die von einem wundervollen Parke umgeben war. Gar oft lenkte er seine Schritte vor dieser reizenden Villa vorbei, und sehnlichst wünschte er, sie, die er so glühend verehrte, nur einmal am Fenster zu sehen. Das sollte ihm genügen. Aber immer und immer wieder war seine Mühe vergebens. Nichts regte sich hier, nur die Vöglein sangen liebliche Weisen und harmonisch plätscherte der Bach, der grün umzäunt war und auf dem ein Schwanenpaar ruhig dahinzog. — Hier athmete alles nur Glück, alles schien dazu geschaffen zu sein, Liebe zu empfangen und zu geben. — —

Einstmals machte Karl wieder einen Spaziergang durch den prächtigen Garten, als plötzlich Hilferufe an sein Ohr drangen. Fast mechanisch lief er der Stimme nach und sah sich plötzlich an dem Teiche des Gartens. Keine Person weilte sonst hier; aber mitten in dem Teich sah er ein Wesen, das ängstlich mit den Wellen kämpfte und dem Ertrinken nahe war. Schnell entschlossen sprang er nach dieser Stelle, und rettete Emmy Sylow! —

Emmy war gerade ihrer Lieblingsbeschäftigung nachgegangen, die Schwäne zu füttern. Sei es aber, daß das Geländer der Brücken schon morsch war, sei es, daß sie ein Schwindel erfaßte, als sie in die geheimnißvolle Tiefe des durchsichtigen Wassers blickte. Sie verlor ihre Haltung und fiel ins nasse Element.

Einen Augenblick lag sie Karl im Arme, dann traf ihn aus ihren Veilchenaugen ein dankbarer Blick, ein Blick, vor dem er vergehen wollte! Wie gern wünschte er mit dieser Minnemaid einen Augenblick vereint zu sein, um dann für immer gelebt zu haben. —

Da fühlte er plötzlich einen warmen Händedruck, der ihm genug sagte — und eine berauschende, die Sinne berückende Stimme flüsterte ihm zu:

„Warte hier, mein Retter, bald bin ich wieder bei Dir und wir plaudern eine Weile in stiller Laube!"

Eine Ewigkeit dauerten ihm die wenigen Minuten, bis ein schalkhaftes Lächeln den Träumenden aufschreckte.

„Nun bin ich wieder hier!"

Karl, der sonst so redselig war, stand wie eine Marmorsäule und bewunderte nur Emmy, die ihm wie eine Fee erschien! Was hatte er denn, so sagte er sich im Stillen, so Großartiges geleistet, daß ihn Emmy sichtlich auszeichnete. Ein Mädchen vom Leben gerettet! Hätte das nicht jeder gethan, war diese Handlung nicht lediglich jedes Menschen Pflicht? und noch dazu Emmy Sylow zu retten!! —

„Herr Träumer!" fuhr Emmy fort, „lassen Sie uns doch näher bekannt werden. Wie kann ich Ihnen nur danken, der Sie eine Hülflose vom sicheren Tode erretteten? Darf ich Sie bitten, diesen Ort öfters zu besuchen? Ich will Sie dann auch meiner Tante vorstellen, aber jetzt müssen wir scheiden, denn unsere Begegnung könnte leicht mißdeutet werden."

Was war doch in Karl gefahren, daß er sich so hölzern benahm und für alle diese Worte nichts hatte, als eine stumme Verbeugung. O, glücklicher Karl, der Du einen Schatz zu gewinnen hoffst, Du ahnst nicht, daß Du in ein Netz gegarnt wirst!

Nachdem beide ihre Namen gewechselt, verließ Karl Stern diesen Ort, der ihm so märchenhaft erschien, wie er es in seinen jungen Jahren so gern gelesen hatte. Wie gerne hätte er an der Seite dieses Wesens geweilt; er war ja reich, und sein Vermögen durfte ausreichen, um zwei Glückliche zu vereinen. — Doch Emmy verlangte es ja, und so ging er schweren Muthes, aber mit dem festen Vorsatze, Emmy Sylow zu erringen und zu besitzen!

Während er nachdenklich seinem väterlichen Hause zueilte, ohne auf seine ihm begegnenden Bekannten zu achten, sah ihm aus dem Erker der Villa Emmy lächelnd nach und sprach merklich laut:

„Der Thor, den ich nun gefangen habe. Das Wasser war zu flach, als daß jemand hier ertrinken konnte. Wie fein gelang mir mein Plan! Er ging schmachtend vorbei und ich — ich fing ihn durch diese List. — Nun soll mir der Banquiersohn mehr sein als der Postillon d'amour". Dann setzte sie sich ans Klavier und sang.

8. Kapitel.

Die Rettung Emmy Sylow's durch Karl hatte sich gar schnell verbreitet; ja die Zeitungen meldeten davon; so war Emmy wieder der Mittelpunkt aller Gespräche geworden, und das bezweckte sie ja nur. Die Herrenwelt beneidete Karl, die Damen bewunderten ihn und sein Vater schüttelte bedenklich das Haupt! Nur Erna betrachtete diese Angelegenheit kaltblütig. Sie bemerkte im Stillen und dies mit Schrecken, wie Karl für seine Eleganz die größten Summen verschwendete, doch verrieth sie nichts davon ihrem Vater gegenüber, das würde ja doch nichts gefruchtet haben, denn Karl Stern war ja der Augapfel seines Vaters und wußte es geschickt anzugreifen, um diesem in jeder Weise zu imponiren.

Im Banquiershause wurde auch wie vor rüstig gearbeitet, und keiner ahnte, wo Karl Stern so oft weilte und warum er zu gewissen Zeiten sich in die glänzendste Kleidung warf. —

Erna war im Kreise ihrer Freundinnen, doch allen fiel ihre Stille auf — und diese war auch Grund genug, daß ihre Freundinnen sich heimlich oft zuflüsterten. Freilich gab sie sich Mühe fröhlich zu sein, doch wie konnte sie das. Sie sah, daß ihr Vater oft unwillig die Stirn runzelte, daß Karl wie vorher neue Geldsummen angriff! — Aber gar oft weilte sie auf dem Friedhofe dort, wo sie dem Jugendfreunde ihre Liebe gestanden. Wie oft dachte sie nicht an ihn, der in dem Hause ihres Vaters gänzlich vergessen wurde. Ja, als sie einmal auf Joseph zu reden kam, und für ihn Partei ergriff, sagte ihr Vater unwillig:

„Gut, daß er fort ist, er paßt für unseren Kreis garnicht, und nie werde ich einem Joseph Walter meine Tochter zur Frau geben! Da ist mir ein Banquier viel lieber. Nicht wahr, Erna, Du wünschst Dir doch auch gern einen Mann, der unseres Standes ist?" —

Aber Erna schwieg und auch dem prüfenden Vater entging es, daß sie abwechselnd erröthete und erbleichte! —

So glaubte der Vater, daß er ihren Beifall gefunden hatte und freute sich schon sehr darauf, seinen Plan in nächster Zeit zu realisiren. —

Erna saß in ihrem Zimmer, die vorliegende Arbeit wollte ihr garnicht von statten gehen. Ob Joseph noch an mich denkt, oder hat er mich gar in der Großstadt vergessen, doch nein, dessen ist er nicht fähig.

Solche Gedanken durchkreuzten ihren heißen Kopf, so daß sie ihre Stirn an die Scheibe drückte, um sich zu kühlen. Von fernher winkten die Bäume des Kirchhofes und ein altes Lied fiel ihr ein, leise flüsterten ihre Lippen:

„O, bleibt Euch treu; denn eure Wege, die lenket stets der ewige Hort!" — O, möge er doch, rief sie plötzlich aus, die Wege so lenken, wie es die Worte des Liedes sagen." Sie erschrak selbst, daß sie so laut gesprochen hatte und blickte sich ängstlich um, doch da niemand da war, beruhigte sie sich bald wieder. —

So verging der Sommer.

Erna, die sonst mit Vorliebe die Blümlein wartete, sie hatte alles in ihrer Einsamkeit um sich vergessen. Sie ahnte nicht, daß der Sommer schon vergangen war, daß der Herbst schon längst die dürren, welken Blätter auf die Gräber der Todten gestreut, und daß der Winter bereits sein Leichentuch auf Feld und Flur gebreitet hatte! Wie schnell war die Zeit entrückt. Schon war Joseph ein halbes Jahr fort, und noch ein halbes Jahr, dann wollte er ja wiederkehren.

Erna's Herz jubelte bei diesem Gedanken hoch auf, doch sie preßte die Hand darauf und rief dem pochenden Herzchen zu: „Schweige still, o, schweige mein Herz!" —

Draußen spielten die Schneeflocken. — Der Dezember war ins Land gerückt. In dem Städtlein herrschte große Vorbereitung für das Weihnachtsfest, und auch Karl traf Anstalten, um seiner Göttin Dankopfer auf den Altar der Liebe zu streuen! —

In der reizenden Villa, wo Karl schon lange ein sehr gern gesehener Gast war, saß an einem kalten Dezemberabende eine lustige Gesellschaft, nur Karl selbst fehlte. „Ich will den Juden heute nicht zum Balle haben" — hatte Emmy geäußert, und die Tante ihr beifällig zugenickt.

Karl ahnte nichts von alledem, er war vielmehr besorgt darüber, daß Emmy ihn heute abwies, weil sie krank sei! Lange sann er nach, womit er sie wieder erfreuen könnte und pfiff fröhlich gestimmt das Tannhäuserlied, das Emmy so oft ihm gesungen: „Dir, Göttin der Liebe, soll mein Lied ertönen."

Emmy war im Kreise ihrer Bekannten fröhlicher als sonst. Wie eine Göttin erschien sie in ihrem weißen Kleide, das ihre bestrickenden Reize geheimnißvoll hindurchschimmern ließ. Alles bewunderte sie und für jeden hatte sie auch ein gutes Wort, oder einen freundlichen Blick.

Nachdem gescherzt, gesungen und getanzt wurde, trennte sich die Gesellschaft, und alle betheuerten Emmy, sich noch nie so vortrefflich amüsiert zu haben. Emmy war mit ihrer Tante allein, und das Gespräch kam auch auf Karl Stern. Die Tante wußte, daß die Brillanten und die Aufmerksamkeiten von Karl herrührten, ein solcher Goldliebhaber mußte gehalten werden.

9. Kapitel.

Das Weihnachtsfest war vor der Thür. In Emmy's Boudoir war eine Fülle von Blumen ausgestellt. Jeder, den Emmy nur mit einem lieblichen Augenblicke auszeichnete, wollte dadurch seine Verehrung für sie an den Tag legen. Auch Karl Stern fehlte nicht. Emmy saß auf einem Podium, umgeben von Blumenduft.

Karl war mit Emmy allein und sah sich plötzlich mit ihr auf einem schwellenden Divan. Keines von beiden sprach ein Wort, beiden schien der Augenblick ein heiliger. Da begann plötzlich Karl:

„Emmy, Sie ahnen vielleicht nicht, was mich herführt, Sie wissen es vielleicht nicht, daß ich Sie verehre — ach, so innig liebe! Emmy, wollen Sie mich erhören, mein trautes Weib sein? — Emmy, Du liebst mich gewiß nicht, sonst könntest Du mich nicht mit Deinem „Ja!" so lange auf die Folter spannen."

Aber Emmy, anscheinend ganz ergriffen, auf theatralische Weise erröthend und wieder erbleichend, triumphirte innerlich. Sie wußte, daß einst der Tag kommen würde, an welchem Karl diese Frage an sie richten werde. Nun hatte sie ihn so weit, wie sie es beabsichtigte. Doch scheinbar sichtlich gerührt blickte sie mit ihren so lieblichen Augen auf und sagte zu Karl:

„Siehst Du nicht, daß ich Dich mehr auszeichne, als jeden Andern. Seit dem Tage, da ich Dir, nur Dir allein mein neues Leben danke, fühle ich mich zu Dir hingezogen. Ich liebe ja Dich, ja nur Dich allein, mein süßer Karl. Aber was wird die Welt sagen, daß ein so reicher, schöner Banquierssohn eine arme Schauspielerin heirathet, und wird Dein Vater zugeben, daß Du eine Christin ehelichst?"

„Ich bin majorenn und kann allein handeln, und was kümmert uns die Welt mit ihren losen Reden. Hier, wo wir uns zum ersten Male gesehen haben, wo ich Dich, Du Holde, Süße, gefunden habe, mein auf ewig!, hier wollen wir leben und einander uns lieben. Willst Du, Emmy?"

„Ob ich will?" entgegnete Emmy; „Karl, ich bin ja die Glücklichste unter den Sterblichen. Zu viel Glück ist auf mich eingeströmt, noch kann ich es fast nicht glauben. Ich bin ja Braut, Braut! Ach, wie herrlich, wie süß! Hört ihr es auch alle, ihr Vögel, ihr Schwäne, ich bin Braut und dieser hier ist mein glücklicher, mein lieblicher Bräutigam. Karl, mein Karl, ist's auch wahr? Bin ich Dein auf ewig?" Und lieblich verschämt schlang sie ihren weichen Arm um seinen Nacken und küßte ihn recht herzlich, liebkoste ihn, strich ihm die Locken von seiner Stirne.

Beide saßen noch zärtlich umschlungen, heimliche Liebesworte austauschend, als sich die Thür öffnete und die Tante hereintrat. Pathetisch rief sie, die von Emmy's Manöver wohl unterrichtet war, aus:

„Eure Augen sagen mir mehr, was Eure Sprache mir nicht sagt. Nicht wahr, Emmy, Du bist Bräutchen geworden, und ich darf Sie wohl, lieber Karl, als meinen zukünftigen Neffen beglückwünschen?"

Das Brautpaar stand vor der Tante, die zum Segen Beider Hände in einander legte.

Noch aber sollte diese Verbindung geheim gehalten werden. Emmy wollte nach wie vor ihrer Muse treu bleiben. Karl sollte indeß die Seinigen vorbereiten; dann wollte Emmy erst ihre Verwandten aufsuchen und, wenn der Verbindung kein Hinderniß mehr im Wege stände, zum Altare schreiten. —

Lange noch wurde Rath gehalten, und erst spät trennten sich die Liebenden. Der alte Diener Sterns konnte es sich auch garnicht erklären, warum Karl heute so zerstreut schien und ihm, vielleicht in dieser Zerstreutheit, einen harten, blanken Thaler in die Hand gedrückt. Noch mehr verwunderte er sich, daß er mit einem riesigen weißen Rosenbouquett, eine Seltenheit der Jahreszeit, zu Emmy ging und auch an sie ein kleines Kästchen abgeben sollte. —

Emmy entließ den Diener. Hastig öffnete sie das Kästchen und las die flüchtig hingeworfenen Zeilen:

„Meine süße Braut!

Empfange in aller Eile den Brautschmuck. Mögest Du in ihm so glücklich sein, wie es wünscht Dein Dir ergebener, ewig treuer Karl.

10. Kapitel.

Um seine Verbindung mit Emmy zu ermöglichen, drängte Karl seinen Vater zur Verheirathung Erna's mit dem Banquier Emanuel aus der Residenz. Er wußte, daß Erna mit Emmy nicht zusammenleben dürfen, wenn nicht zwischen Emmy's enormen Ansprüchen und Erna's Bescheidenheit ein Streit entstehen soll. „Ist Erna erst verheirathet, so gehört mir alles und dann auch meine Emmy."

„Mag sie immerhin den alten steinreichen Kauz heirathen, der könnte gerade dazu helfen, um die kleinen Defizits in unserer Kassa auszugleichen. Erna war mir niemals gewogen, weil ich als Banquiersohn nicht so bescheiden bin, wie sie es ist". So bestimmte er seinem Vater auch mit dem alten Banquier Emanuel, der schon lange Wittwer war, in nähere Bekanntschaft zu treten, und eines Tages nahm plötzlich der alte Stern von Erna Abschied. Er sagte ihr, daß er nach der Residenz fahren müsse, da wichtige Geschäfte ihn dort hinriefen und dabei faßte er Erna lächelnd an's Kinn und schaute ihr in ihre Sammetaugen!

Erna wurde bleich wie der Tod, sie ahnte, daß sie nun Joseph für immer verlieren werde. Ihr Herz krampfte sich schmerzvoll zusammen, und als der Vater zur Thür hinaus war, warf sie sich schluchzend in eine Ecke des Sophas und lange, lange weinte sie dort. —

Sie wußte, denn davon hatte ihr Vater schon oft zu ihr gesprochen, daß sie einem Banquier als Weib bestimmt war, und daß sie in nächster Zeit auch schon diesen erwarten sollte. In ihrem Innern thürmte sich alles hochauf, ein Kampf zwischen Liebe und Kindespflicht focht heftig miteinander, bis endlich letztere die Oberhand behielt. Sie mußte sich opfern und endlich den Banquier heirathen, wenn sie ihr väterliches Haus vor dem Ruin schützen wollte, denn eines Tages hatte der Vater ihr offenbart, daß die Papiere gefallen seien, daß er gar viel Geld an der Börse verloren habe, und daß es sein sehnlichster Wunsch wäre, wenn Erna den Banquier heirathen möchte.

„Fahre wohl, du Traum meiner Jugend," sprach sie tonlos, „für mich ist alles hin, alles erstorben. —

Auch Karl war in der letzten Zeit freundlicher als je zu Erna. Dadurch wollte er sie für sich gewinnen, aber er verrieth nichts davon, daß er es war, der eigentlich die Partie zwischen Erna und dem Banquier vermitteln wollte. Dies durfte Erna nicht erfahren, sonst würde sie ihm ewigen Haß schwören. Im Gegentheil, es schien, als ob er Erna's Zuneigung für Joseph bestärken wollte. Gar oft sprach er zu Erna von demselben, theilte ihr mit, daß es Joseph gut ginge und er in der Residenz eine Hauslehrerstelle bekleidete. Weiter wußte er von ihm nichts.

Erna ging hinab in ihre Zimmer, setzte sich ans Klavier, um dort ihre trüben Gedanken zu verscheuchen, denken wollte sie an einstige schöne, so schnell verrauschte Zeiten und ihre zarten Finger griffen mächtig in die Tasten, als wollte sie dadurch alles niederdrücken, was in ihrem Herzen laut aufschrie. Nichts Bestimmtes war es, was sie spielte. Bald jubelten zarte Stimmen, und bald klagte es wieder aus ernster Tiefe und ohne, daß sie es selbst wußte, erklang des Trompeters Abschiedslied! Als der Refrain kam: „Behüt' Dich Gott, es wär zu schön gewesen, behüt' Dich Gott es hat nicht sollen sein," da sang sie so innig, so süß, daß selbst der Kanarienvogel verstummte, der sonst hell dazwischen schmetterte.

Es war dasselbe Lied, das Joseph so gerne hörte und in den Refrain mit seiner sonoren Stimme einfiel. Aber sie durfte ja nicht mehr an ihn denken, wenn sie des Vaters Willen befolgen wollte — und doch wie sehnte sie sich nach Joseph. Nur noch einmal wollte sie mit ihm beisammen sein, und dann für immer — für immer von ihm scheiden.

Wieder saß sie nachdenklich da, die Accorde am Clavier wurden immer leiser, — leiser, bis alles still war. So vergingen mehrere Tage bis eines Tages sich plötzlich die Thür

öffnete und Karl mit einer eben angekommenen Depesche eintrat.

„Erna", schreckte er sie auf, „entschuldige schon, daß ich Dich in Deinen Gedanken störe, aber diese Depesche ist zu wichtig, als daß ich es hinausschieben sollte. Eben telegraphirt Papa, daß wir ihn heute erwarten sollen, er bringt einen Besuch aus der Residenz mit!

„Willst Du mit zum Bahnhof?" fragte er Erna, die garnicht auf ihn zu hören schien.

„Nein", sagte sie kurz, „ich will hier den Besuch erwarten."

„Gut, so gehe ich, sagte Karl, und verschwand." —

Dunkle Ahnungen stiegen in Erna auf. Sollte schon der Vater mit dem für sie bestimmten Bräutigam kommen. Sie gab sich alle Mühe ruhig zu erscheinen und den Besuch, als Tochter des Hauses, würdig zu begrüßen.

Da klingelte es unten und auf der Marmortreppe, die nach oben führte, wurden Stimmen laut. Erna erkannte in ihnen ihren Vater und Bruder. Erfreut darüber, daß sie keine fremde Stimme noch hörte, öffnete sie die Thür und begrüßte ihren Vater aufs herzlichste. Dieser konnte es sich garnicht erklären, warum Erna so freudig gestimmt schien.

„Sie freut sich auf den Besuch", dachte er im Innern — und Karl schüttelte zweideutig seinen wohlgepflegten Kopf!

„Erna, bevor ich Dir die Neuigkeiten der Großstadt melde", sprach plötzlich der alte Stern, „will ich Dich darauf vorbereiten, daß heute Abend Herr Banquier Emanuel aus der Residenz bei uns sein wird. Gieb Dir nur rechte Mühe, ihm zu gefallen, denn es liegt mir gar viel daran, daß Du auf ihn einen Eindruck machen möchtest, weil, nun, weil Du die Tochter des Hauses und des Banquiers A. Stern bist." Weiter wurde nichts erörtert.

Erna ging stillschweigend auf ihr Zimmer, die beiden Stern's in's Comtoir und Erna's prüfendem Blicke entging es nicht, daß ihr Karl einen höhnisch-lächelnden Blick zuwarf.

(Fortsetzung folgt.)

Mirjam. 1

Erzählung von Dr. J. Goldschmidt.

Erstes Kapitel.

Der Sommer des Jahres 1879 war mit seinen heißesten Gluthen hereingebrochen und verleidete mir den Aufenthalt in meiner Amtswohnung zu X., ebenso wie ein Jahr und zwei Jahre vorher. Die Gesellschaft meiner Bücher, die mir sonst die liebsten Freunde sind, fing an mir langweilig zu werden; meine Gedanken schweiften umher auf waldbegränzten Bergesrücken, deren es in X. im Umkreise von 50 Meilen allerdings keine gab. Wie schön — so stellte ich mir lebhaft vor — wie schön müßte es sich jetzt ergehen in schattiger Kühle eines Gebirgswaldes! Und wenn dein Gesundheitszustand auch gerade keine Kur nothwendig macht, so ist deine ganze Constitution doch nicht so riesenhaft, als daß 4 Wochen Gebirgsluft und Höhenklettern und Nadelholzdüfte und Zerstreuung als ganz überflüssiger Luxus anzusehen wären! — Ich spielte so lange mit dem lieblichen Gedanken einer Badereise, bis ich schließlich nicht mehr widerstehen konnte — genau so wie 1 und 2 Jahre vorher. Diesmal aber sollte ich eine Bekanntschaft machen, die mir für's ganze Leben unvergeßlich bleiben wird. Andere Menschen machen in jeder Saison solche „unvergeßliche" Bekanntschaften; mir ist dies bisher nur dieses einzige Mal widerfahren. —

Abwechslung ist die Seele des Vergnügens; ich bin in meinen Neigungen etwas konservativ. Ich begab mich nach dem schlesischen Kurorte R., nicht obgleich, sondern weil ich die beiden letzten Jahre ebenfalls da gewesen. Der Schlesier ist gemüthlich und bei ihm hört die Gemüthlichkeit auch — bei der Bestimmung der Preise für Wohnung ꝛc. in der Badesaison nicht auf. Die See- und süddeutschen Badeorte bieten gewiß mehr Annehmlichkeit als die schlesischen, billiger sind sie nicht. Nun konnte ich allerdings, was ich im Kurorte suchte: Gebirgsluft und Waldesgrün, in jedem beliebigen schlesischen Dorfe, das kein Kurort ist, noch billiger haben. Allein nicht in jedem schlesischen Dorfe kann man — „koscher" speisen, und ich bin — Jude.

Bei unserem Restaurateur in R. speiste man nicht nur koscher, sondern auch — gut. „Koscher" und gut sind zwar nur seltene Zwillingseigenschaften, denn gewöhnlich denken die Herren Restaurateure, wer religiöse Grundsätze hat, darf keine gastronomischen haben. Unser Speisewirth verstand sich besser auf seinen Vortheil. Das Wörtchen „koscher" auf seinem Schilde — kalkulirte er — könne im Kurorte nicht die Anziehungskraft auf die Gäste ausüben, als die Güte seiner Speisen und, so weit ich das beurtheilen konnte, schien er sich nicht verrechnet zu haben. Sein Lokal war stets gedrängt voll, wer erst einmal sein Gast war, der blieb es auch. Mehrere der Gäste, die für ihr Renommee als gebildete Männer besorgt waren, wenn sie „koscher" speisten, hatten es zwar versucht, unserm braven Restaurateur untreu zu werden. Aber bald kamen sie reuig zurück, mit dem festen Vorsatze, der ja mit aller Reue verbunden sein soll, nie mehr den Fehler zu begehen, den sie eben bereueten. —

Es gab aber auch außer mir Gäste, die diesen Desertations-Versuch noch nicht gemacht hatten und unter diesen war Einer, der meine Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich zog. Er gehörte zu den Personen, über die man sich gleich beim ersten Anblick wundert, daß man ihnen im Kurorte begegnet. Ein kräftiger, starker Mann von vielleicht 30 Jahren, von gesundem, wenn auch etwas ruhigem, müdem Wesen, war er gewiß nicht zur Kur in R. Und ebenso — ich konnte nichts dafür — mußte ich mich wundern, daß er in unserer Restauration Stammgast war. Man erkannte in ihm sofort den feingebildeten Mann der „Welt" hatte; ja er hatte etwas Vornehmes in seinem Wesen. Es sollte eigentlich nicht so sein; aber die Thatsachen sind nun einmal danach, daß es bei Vielen immer noch Ueberraschung erregt, wenn der Jude aus den bessern Klassen auch als Jude lebt. Der Mann, von dem ich spreche, war nicht blos wegen der guten Küche Stammgast unseres Wirthes, denn er versäumte es nie, — sich zu „waschen" und zu „benschen". Gesprächig war er gar nicht; er konnte fortwährend schweigend sitzen, wenn Niemand mit ihm ein Gespräch anknüpfte. Und doch wich er nicht unfreundlich aus, wenn jemand mit ihm eine Unterhaltung versuchte. Lachen aber hatte ich ihn noch nie gesehen. Ebenso wenig schien das „Ewig-Weibliche" ihn anzuziehen. Die Virtuosität eines Damen-Kavaliers hatte ich an ihm noch nicht bewundern können, denn ich hatte ihn noch nie in Damengesellschaft bemerkt. Wer mochte der Mann wohl sein? —

Unser Wirth war in den Personalien seiner Gäste im Allgemeinen wohl informirt, und an ihn wandte ich mich in meiner Neugierde. "Das ist Herr Dr. R. aus B." — lautete seine Auskunft. — „Dr. Rabbiner oder Dr. Mediziner"? — fragte ich weiter. — „Dr. Mediziner". — Das war Alles, was ich von meinem Wirth erfahren konnte; mehr wußte er nicht von dem Herrn Dr. R.

Nachmittags, während der Kurpromenade, sah ich meinen Dr. R. mit dem ersten Badearzte, Herrn Sanitäts-Rath Dr. S., in sehr vertraulichem Gespräche, einherspazieren. Es schien mir, als ob der Herr San.-Rath, der schon ein älterer Mann war, den bedeutend jüngern Collegen sehr respektvoll behandelte. Ein neuer Umstand, um mein Interesse zu vergrößern.

Wie ich so unter den Klängen der Kapelle einen etwas abseits liegenden Gang, in Gedanken vertieft, über meinen

(Fortsetzung in der Beilage.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. Rahmer, Magdeburg. Druck von D. L. Wolff, Magdeburg. Verlag von Robert Friese, Leipzig.

problematischen Tischgenossen nachdachte, höre ich mich plötzlich vom Herrn San.-Rath angeredet.

„Ei ei, sie sind ja so gedankenvoll? Ob Sie das vorgeschriebene Maß wohl einhalten, Herr Dr.?“ —

„Wer weiß? Ein hochwichtiges anthropologisch-soziales Problem beschäftigt mich sehr lebhaft, Herr San.-Rath!“ — Ich bemühte mich eine recht betrübte Armensünder-Miene zu machen.

Die Folge davon war, daß der Herr San.-Rath eine sehr strenge Berufsmiene machte und mich tüchtig abkanzelte. „Mein werthester Herr Dr. und Ehrwürden, ich habe Ihnen schon oft gesagt, an der Pforte unseres Kurorts steht die Inschrift: „Lasset die Philosophie draußen!“ Anthropologie und Sozialismus, das ist mir eine schöne Kurort-Diät. Sofort verabschieden Sie ihre hochwichtigen Probleme, oder wir sind geschiedene Leute!“ —

„Herr San.-Rath“ — wagte ich ganz zerknirscht zu bitten — „seien Sie nicht so böse, gehen Sie nicht so streng mit mir in's Gericht! Mein Vergehen ist vielleicht nicht so bedeutend, als Sie denken, und wenn ich schuldig bin, so sind Sie mitschuldig“. —

„Da bin ich doch neugierig, wie Sie das deduziren wollen. Am Ende bin ich selbst Gegenstand Ihres anthropologisch-sozialen Problems“. —

„Sie nicht, aber der Herr Dr. R., den Sie eben so freundschaftlich auszeichneten“.

„Ach so, der ist ein bedeutender Mann, trotz seiner Jugend einer der ersten Irrenärzte der Gegenwart. Sein neuestes Werk: „Phychiatrische Briefe“ ist von epochemachender Bedeutung. Kennen Sie den Dr. R.“? —

„Nein“. —

„Und ihre Gedanken beschäftigen sich mit einem Manne, den Sie nicht kennen?“

„Der Dr. R. ist mir ein Räthsel, und ein Räthsel kann mich rasend machen, wenn mir die Lösung nicht gelingen will“. —

„Sie kennen ihn ja aber nicht“. —

„Mein Gott, ich kenne ihn, aber nicht zur Genüge. Er ist mein Tischgenosse und so merkwürdig. Er ist gesund und jung und weilt hier als Kurgast; er ist Arzt, und nach ihren Worten ein bedeutender, und ist religiös; er kann nicht lachen und scheint doch kein Menschenfeind zu sein; er ist ein Gentelmann und ein Weiberfeind“ . . .

„Halten Sie ein, Herr Dr.“ — sagte der San.-Rath — „meine Sprechstunde ist da. Möge der Himmel Ihnen günstig sein und Gelegenheit geben, des Räthsels Lösung aufzufinden. Adieu!“

„Adieu!“ —

Zweites Kapitel.

Der Himmel war meiner Neugierde schon am folgenden Tage günstig.

Auf dem Gipfel des Hügels, der nach der Südseite das Thal abschließt, steht die „Mooshütte“, ein unbewohntes, jedem Besucher offen stehendes, mit verschiedenfarbigen Moosen austapezirtes Holzhäuschen. Bei der geringen Höhe des Hügels, gelangt man ohne Anstrengung auf einem in vielen Windungen, abwechslungsreichen, duftigen Waldwege in dieselbe. Trotzdem ist sie nur selten besucht. Die Gesunden und Kräftigen suchen sich weitere, pikantere Touren; für die Schwachen und Kranken ist diese geringe Anstrengung auch zu anstrengend. — Oft besuchte auch ich die „Mooshütte“ nicht; aber doch mindestens zweimal in der Saison. So oft pflegten nämlich diejenigen „Augenblicke in meinem Leben“ einzutreten, in denen ich zwar nicht „der Gottheit näher“ stehe, als sonst, aber der Menschheit ferner zu stehen wünsche. Einsamkeit — ist dann das „Nirvana“ meiner Sehnsucht, und die „Mooshütte“ war so recht dazu geeignet, daß man sich daselbst der Einsamkeit ergeben konnte.

Am folgenden Tage stellte sich bei mir das Bedürfniß einer Wallfahrt nach der „Mooshütte“ ein. —

Wie war ich überrascht, den Herrn Dr. R. daselbst zu treffen. Und nun war im Nu meine „Nirvana-Stimmung“ vorbei. — Sofort war ich entschlossen, die günstige Gelegenheit zu nutzen. Im Kurorte, im gemüthlichen Schlesien wenigstens, wird die Etikette nicht so ganz streng genommen. Es gilt da als das natürliche Recht eines jeden Kurgastes, den Bruder im Kurgebrauche kennen lernen zu wollen. Unglück macht zwar, wie Mirza-Schaffy behauptet, im Allgemeinen den Menschen nicht besser, aber gegen Leidens-Gefährten freundlicher, gutherziger, umgänglicher. Dies, verbunden mit der Langeweile, da alle ernstere Thätigkeit, wie der Badearzt behauptet, beim Kurgebrauche schädlich ist, erzeugt eine natürliche Anziehungskraft unter den Besuchern des Kurorts, worunter die Steifheit der Etikette, die erfunden ist, sich die Menschen drei Schritt vom Leibe entfernt zu halten, natürlich nicht gut wegkommen kann. So durfte ich, ohne mich zu compromittiren, dem Zuge meines Herzens, Herrn Dr. R. kennen zu lernen, freien Lauf geben, da sich die Gelegenheit so von selbst bildete. —

Ich stellte mich ihm vor, ohne ein Geheimniß daraus zu machen, daß er dem Namen nach mir nicht mehr unbekannt sei. Dagegen schien ich ihm vollständig fremd zu sein; er machte eine Miene, als hätte er mich noch gar nicht gesehen. Und wir hatten doch so oft schon an einem Tische gespeist, allerdings an einem mehrere Meter langen, wie er in den schlesischen Restaurants gebräuchlich ist. — Verstellte er sich? Wollte er den über die Badeort-Gemüthlichkeit Erhabenen spielen? — Nein! denn gar nicht widerstrebend unterzog er sich der Ehre, mich kennen zu lernen, und ungezwungen gab er sich der Unterhaltung hin, die sich nun zwischen uns entspann. Wir sprachen über dies und jenes, von den Vorzügen und schwachen Seiten unseres Badeortes, von B., wo er, und von H., wo ich wohnte, wir sprachen von Krankheit und Gesundheit, von Einsamkeit und Geselligkeit; wir sprachen auch endlich von Politik und Religion. Und da machte ich die überraschende Bemerkung, daß er einerseits seiner Religion, dem Judenthume, nicht so gleichgültig, wie gewöhnlich seine Berufsgenossen, sondern mit innigem Gefühle gegenüberstand und andererseits — eine Kenntniß des Schriftthums und der Gesetze besaß, die uns ein breites Unterhaltungsfeld für einen nähern Verkehr eröffnete, weshalb ihm ein solcher auch keineswegs unwillkommen schien. Und war es dieses, oder war es die allgemeine Bedeutung des Mannes, wodurch er im Laufe unseres Gespräches aus einem Gegenstande meiner Neugierde sich allmählich in den meines herzlichsten Interesses verwandelte? Ich wußte nun ebenso wenig von ihm, als wie zuvor, weder wer er war, noch warum er so war, wie er erschien; aber nun war es mir auch gar nicht um die Lösung dieser Räthsel zu thun. Nicht, was an ihm seltsam und geheimnißvoll erschien, sondern sein Wesen, wie es sich gab und zu Tage trat, fesselte mich. Meinem Witz war er gleichgültiger, meinem Herzen theurer geworden. Ja, ich hätte nun um Vieles es nicht mehr gewagt, den Schleier des Geheimnisses, das ihn umgab, heben zu wollen, aus Furcht, durch eine Unzartheit oder Taktlosigkeit seine Sympathie für mich, die zu bemerken ich mir schmeichelte, zu verscherzen. —

Drittes Kapitel.

Von diesem Tage an kamen wir sehr häufig zusammen. Bei Tische waren wir nun immer Nachbarn, den größten Theil des Tages machten wir gemeinschaftliche, kleinere oder größere Ausflüge. Ja, wir wurden Freunde, so weit dies bei Männern, die der Kurort zusammenbringt, die verschiedenem Berufe angehören, und die das Jünglingsalter überschritten haben, nur möglich ist. Mein Gefühl, meine Hochachtung gegen ihn ward jeden Tag lebhafter. Er war ein

reichbegabter Geist; neben seiner Bedeutung in der Medizin hatte er ein reges philosophisches Interesse, eine klare, freundliche Weltanschauung; er war ein rasch und scharf denkender Kopf, besaß feine Menschen- und Weltkenntniß, und er hatte — Welt. Es war mir kein Zweifel, daß er aus distinguirtem Kreise komme.

Mehr als alles überraschte mich an ihm sehr angenehm, daß er vollständig frei von allem Menschenhasse war. Er hatte gewiß sehr herbe Erfahrungen gemacht; aber Pessimist war er nicht geworden. Mit der Bereitwilligkeit des Arztes, war er stets zuvorkommend und dienstfertig; seine Ansicht von den Menschen war frei von jeder Strenge; über Bosheit unseres Geschlechtes, über Falschheit der Frauen klagte er nie. Aber er blieb sich gleich in seiner Seltsamkeit und ungesellig, wie am ersten Tage.

Im Umgange mit mir war er ungezwungen und natürlich, in einer Weise, die keinen Zweifel darüber ließ, daß seine Gemüthlichkeit aus dem Herzen kam.

So gingen uns die Tage und Wochen der Saison angenehm dahin.

Allein es kam zum — Scheiden. Ich hatte nur auf 4 Wochen Urlaub, und „Helios Rosse" reiten schnell. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Macht des Gebetes.

Nach dem Talmud.*)

Hin nach Zion sieht man wallen
Uns'res Volkes Söhn' in Schaaren,
Um in Gottes heil'gen Hallen
Opfer mit Gebet zu paaren.

Denn der Mahnruf froher Feste
Winkt beglückt der frommen Menge.
Für die Schwärme fremder Gäste
Scheint die Gottesstadt zu enge.

Wer vermag sie all' zu nennen,
Die in Zion's heil'gen Räumen
Innig betend Gott bekennen
Von der fernsten Lande Säumen?

Für der Pilger Wohlfahrt sorgen
Ist fürwahr kein leicht Bemühen
Und am Abend und am Morgen
Wirthe Stirn in Falten ziehen.

Denn seid Monden schon jetzt lechzen
Feld und Flur nach Tau und Regen.
Mensch und Thier vor Durst schwer ächzen
„Himmel, send' uns deinen Segen!"

„Ach wie soll's den Pilgern gehen,
„Die wir jetzt bei uns begrüßen?"
Fragt Ben Gorjon, will erspähen
Quellen, die da labend fließen.

Aber nirgends sieht er Spuren,
Daß der Wunsch sich ihm erfülle,
Daß der Regen netz' die Fluren,
Himmels Azur Wolk' umhülle.

Wohlgefüllt und wohlverschlossen
Sind das Nabal Wasserquellen,
Seit vor Monden sich ergossen
Regen stark in großen Wellen.

„Ach, vernimm, o Herr mein Flehen!
„Laß' mir zwölf von deinen Quellen!
„Eh' der Wochen sechs vergehen,
„Neuer Regen sie macht schwellen.

„Und sollt' Gottes Zorn nicht enden,
„Uns sein Regen nicht erquicken,
„Silber will ich dann dir geben,
„Zwölf Talent', dich zu entzücken."

Und Ben Gorjon's edle Worte
Werden gern von ihm vollführt.
Lüstern zählt an jedem Orte
Der, was ihm an Geld gebührt.

Daß die Frist den Lauf vollendet,
Merkt nun Nabal mit Behagen.
Denn kein Regen ward gespendet
Zu der Menschen schweren Plagen.

Glühend strahlt die heiße Sonne
Auch am allerletzten Tage.
Gierig Nabal schwelgt in Wonne.
Heut' fließt Geld ihm ohne Frage.

Hämisch schon in aller Frühe
Hin zum Schuldner er nun eilet,
Ruft: „Ben Gorjon, dich bemühe,
„Zahl' das Geld mir unverweilet!"

Doch der meint: „Wozu das Hasten?
„Hat der Tag ja erst begonnen.
„Stunden lang mußt du noch rasten,
„Noch hast Geld du nicht gewonnen".

Hoch merkt man die Sonne steigen
Und mit ihr des Tages Gluthen.
Tag wird bald zu End' sich neigen.
Werden nun die Wasser fluten?

Nabal eilt vergnügt zum Bade,
Seinen Körper zu erquicken,
Und Ben Gorjon tritt zur Lade,
Suchet Gott mit frommen Blicken.

„Herr, Du bist der Quell des Lebens,
Inbrunst spricht aus jedem Worte,
„Laß mich heute nicht vergebens
„Flehen hier an diesem Orte!

„Nur die Dürstenden zu laben,
„War mein Streben, war mein Sinnen.
„Spend' vom Himmel deine Gaben,
„Laß den Regen reichlich rinnen!"

Sieh', von Wolken ist umzogen
Weit und breit der ganze Himmel
Und es strömt in mächt'gen Bogen
Wasserfüll' mit laut Getümmel.

„Jetzt, mein Herr, kannst du wohl sehen
Ruft Ben Gorjon — „deine Quellen,
„Eh' der Tag zu End' mocht' gehen
„Ganz von Wasser überschwellen."

„Nein ich kann dein Geld nicht missen
Meint Nabal — „Nächtlich Grauen
„Läßt den Regen strömend fließen.
„Kannst den Tag du jetzt noch schauen?"

Abermals zur Gotteslade
Tritt Ben Gorjon, flehend leise:
„Güt'ger Gott, thu mir die Gnade,
„Glanz des Tages uns noch weise!"

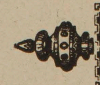
„Plötzlich, wie mit einem Schlage
Weicht Gewölk von allen Seiten.
Sonne leuchtet noch am Tage,
Schickt den Strahl in fernste Weiten.

„Voll du hast dein Wort gehalten —
Ruft jetzt Nabal tief beweget —
„Juda's Gott seh' groß ich schalten,
„Seh', wie ihn Gebet erreget.

„Dich, Ben Gorjon, lern' ich lieben,
„Deines Flehens Macht verehren
„Auf dein Wort ließ Gott ausüben,
„Was du betend thät'st begehren".

Dr. Immanuel Deutsch, Sohrau O.-S.

*) Babli Taanit fol. 19b.



Räthsel-Aufgaben.



I. Deutsches Logogryph.

Von C. in R.

Vater Noah kannte beide;
Eins bereitete ihm Freude,
Drin ein r, ward's ihm zum Leide.

II. Zweisprachiges Logogryph.

(Deutsch geschrieben).

Von C. in R.

Was oft der Freund, die Freundin, spricht,
Erscheint im Deutschen als Gedicht;
Das letzte Zeichen stell' voran,
Und rück' an's End' das Zweite dann;
Hebräisch nennt's ein Strafgericht,
Wovon die heil'ge Thora spricht.

III. Hebräisches Logogryph.

Von C. in R.

Alle Dinge, die auf Erden —
Wo 's auch sei — gefunden werden,
Flüssig sind sie oder fest,
Wenn nicht luftig gar der Rest.
Eines nur von allen Wesen
Hat der Schöpfer sich erlesen,
Dessen Zeichen eins und zwei
Zeigen was da luftig sei,
Zwei und drei dagegen künden,
Was dran flüssig ist zu finden;
Erst die Zeichen all' zu Hauf'
Nimmt die dritte Klasse auf,
Und was allen Menschen eigen,
Endlich eins und drei uns zeigen.

IV. Hebräisches Anagramm.

Von C. in R.

In ihm wohnen Thier und Menschen,
Rückwärts braucht man's auch beim Benschen.

V. Räthsel-Fragen.

Von C. in R.

In welchem der Söhne Noah's steckte ein Narr?
Welcher hatte ein verkehrtes Gehirn?

Auflösung der Räthsel in Nr. 42.

I. Schmini Azerat. — Simchat Thora.
Schemaja
Mohikaner
Jericho
Noah
Instrument
Ararat
Zeruja
Elimelech
Radom
Eli
Tamus

II. **Mythe, Myrthe.**
III. **Bach, Weide (Bachweide).**
IV. **Bach,** Komponist.
Weide-Erquickung.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Rahmer, Magdeburg. Druck von D. L. Wolff, Magdeburg. Verlag von Robert Friese, Leipzig.